

Christoph Münz

KULTURVERLUST UND ZUKUNFTSHOFFNUNG.

Zum Stand des christlich-jüdischen Gesprächs

Anlässlich des 50. Jubiläums der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Gießen, 18. Mai 2014

Verehrte Festgäste, liebe Freunde in der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Gießen!

Es ist mir eine große Ehre und Freude und – wie ich glaube – eine seltene und einmalige Gelegenheit, Ihnen am 51. Geburtstag zum 50. Geburtstag gratulieren zu dürfen! Insbesondere freut es mich, diesen Geburtstagsgruß gewissermaßen als Gleichaltriger aussprechen zu können, denn ich selbst bin zwar zwei Jahre älter, aber gleichwohl gehören wir so doch der gleichen Generation an – und könnten uns mithin wohl auch ohne weitere Umstände duzen. Liebe GCJZ Gießen, ich wünsche dir von ganzem Herzen nur das Beste zu deinem Feste!

Zwischen Kulturverlust und Zukunftshoffnung – Versuch einer Bilanz des christlich-jüdischen Gesprächs.

"... es ist äußerst zweifelhaft, daß der jüdisch-christliche Dialog, ..., auch nur ein einziges bedeutungsvolles Resultat was die entscheidenden Dinge betrifft gezeitigt hat. [...] Die allermeisten der Veröffentlichungen namhafter christlicher Intellektueller und Theologen sind Beleg für die Unfähigkeit, die Lage des Juden und des jüdischen Volkes zu verstehen. Es scheint, als ob nichts die christliche Psyche mehr erfreut, als

immer wieder Gründe zu entdecken für eine selbstgerechte Entrüstung gegenüber dem Judentum und dem jüdischen Volk. [...] Mit Blick auf die wesentlichen Dinge ist der jüdisch-christliche Dialog ein einziges Versagen."¹ (Berkovits)

Dieses unerbittliche Diktum aus dem Jahre 1973 stammt aus der Feder von Rabbi Eliezer Berkovits. Berkovits, der 1934 am Rabbinerseminar zu Hildesheim seine Ordination empfing und anschließend als Rabbiner in Berlin wirkte, emigrierte 1939 aus Deutschland, zunächst nach England, dann über Australien nach Amerika, wo er viele Jahrzehnte lang am Hebrew Theological College in Chicago lehrte und lebte, bevor er Anfang der 80er Jahre nach Jerusalem übersiedelte. Er gilt als einer der namhaftesten Vertreter einer modernen jüdischen Orthodoxie. Zeitlebens hat er sich mit den theologischen, den religiösen Ursachen und Folgen des Holocaust für das Judentum auseinandergesetzt. In diesem Kontext kommt er mehrfach auf das Verhältnis zwischen Christen und Juden zu sprechen, wobei sein Urteil ebenso radikal wie verbittert ist. "Letztlich", so schreibt er an anderer Stelle, "ist das Resultat dieses (christlichen) Zeitalters der Bankrott - der moralische Bankrott der christlichen Zivilisation und der spirituelle Bankrott der christlichen Religion." "Alles", so Berkovits, "was wir uns von den Christen wünschen ist, daß sie ihre Hände von uns und unseren Kindern lassen."²

Ob man nun dem Urteil von Berkovits in seiner ganzen kompromißlosen Schärfe und Bitterkeit folgt oder nicht, sei dahingestellt. Und ohne Frage sind seit 1973, dem Jahr dieser Zitate, im christlich-jüdischen Dialog weltweit Entwicklungen eingetreten, die das Urteil von Berkovits konterkarieren. Gleichwohl repräsentiert er mit seiner Meinung einen nicht unerheblichen Teil insbesondere des orthodoxen Judentums. Vor allem aber markieren seine Sätze in aller Härte den Ausgangspunkt des christlich-jüdischen Gesprächs nach 1945, dessen unmittelbarer Hintergrund ein "Kulturverlust" - in den

Worten von Berkovits der "Bankrott der christlichen Zivilisation" - ein "Kulturverlust" von menschheitsgeschichtlich einzigartigem Ausmaß darstellte und der andernorts zurecht auch als "Zivilisationsbruch" beschrieben wurde.

Macht aber dieser "Kulturverlust", dieser Zivilisationsbruch, der schwer wie ein Mühlstein in unserem Gepäck lastet, auch jede "Zukunftshoffnung" zunichte? Ist in den vergangenen Jahrzehnten seit der Befreiung der letzten Überlebenden aus den Vernichtungslagern, wirklich nichts oder zu wenig geschehen im Gespräch und in der Begegnung zwischen Christen und Juden, was den Verlust, oder deutlicher: das Versagen unserer Kultur eingedämmt und die Hoffnung auf Zukunft vermehrt hätte? Gibt der Verlauf des christlich-jüdischen Dialogs während der letzten rund 70 Jahre mehr Grund zur Zukunftshoffnung, oder überwiegen nach wie vor die Ursachen und Folgen des hinter uns liegenden Kulturverlustes?

Nun, um auf diese Frage vielleicht eine Antwort zu finden und damit zugleich eine Standortbestimmung des christlich-jüdischen Gesprächs zu leisten, möchte ich nachfolgend einige wenige Aspekte beleuchten, die nicht so sehr die theologische Problematik im christlich-jüdischen Dialog thematisieren, sondern eher einige Rahmenbedingungen und Problemlagen ansprechen, die meines Erachtens sowohl für eine Standortbestimmung wie eine Zukunftsprognose des christlich-jüdischen Gesprächs von Bedeutung sind. Und am Schluß - so viel sei bereits an dieser Stelle verraten - werde ich die Frage, ob die Folgen des Kulturverlustes oder die Gründe zur Zukunftshoffnung überwiegen, mit einer Geschichte beantworten, die gleichermaßen enttäuschend wie erhellend, unbefriedigend wie wegweisend, verwirrend und doch klarsichtig zugleich ist.

Zurück zum Ausgangspunkt. Natürlich kann das christlich-jüdische Verhältnis nach 1945 naturgemäß nur vor dem Hintergrund des bereits angesprochenen, von Deutschen und Christen zu

verantwortenden Verbrechen des Holocaust gesehen werden. Diese historische Last und Verantwortung ist m. E. für die christlichen Kirchen und die Christen von besonderem Gewicht, nicht nur weil sie in ihrer überwiegenden Mehrheit am Holocaust – bestenfalls als Zuschauer, allzu oft aber als Mittäter – beteiligt waren, sondern weil sie sich darüber hinaus für eine fast zweitausendjährige Geschichte der Judenfeindschaft, die Auschwitz letztlich den Weg ebnete, verantworten müssen.³

Daß vor diesem Hintergrund bereits wenige Jahre nach dem Krieg in Deutschland Christen und Juden als Christen und Juden das Gespräch miteinander suchten, ist mit Blick auf die über Jahrhunderte hin gewalttätige Vorgeschichte dieser beiden Religionen schlicht atemberaubend und alles andere als selbstverständlich. Mehr noch – und dies scheint nicht nur Berkovits Einschätzung zu widerlegen, sondern ist auch ein mächtiges Indiz der Zukunftshoffnung – betrachtet man die Entwicklung des christlich-jüdischen Dialogs in den Folgejahrzehnten, könnte man fast den Eindruck gewinnen, als ob das Maß an Zerstörungs- und Vernichtungswut, das die Geschichte in den Jahren zwischen 1933 bis 1945 an den Tag legte, durch einen Geschwindigkeitsrausch in der Entwicklung von Dialog und freundschaftlicher Kontaktaufnahme wieder wettgemacht werden sollte.

Dabei ist nicht zuletzt mit zu bedenken, dass es ein jüdisch-christliches Gespräch im Sinne eines umfassenden historischen Phänomens bis in die Moderne hinein nicht gab. Erst nach der bitteren Zeit der *“Vergegnung”*, ein Wort Martin Bubers, folgten nach 1945 erste Schritte der *Be-gegnung*. Durch die Initiative einzelner jüdischer und christlicher Persönlichkeiten und durch das Umerziehungs- und Demokratisierungskonzept der amerikanischen Militärbehörden wurde die jüdisch-christliche Zusammenarbeit im Nachkriegsdeutschland allmählich institutionalisiert, auf eine breitere Basis gestellt und auf eine größere Öffentlichkeit hin ausgerichtet. 1948 entstanden

vor diesem Hintergrund schließlich die ersten Gesellschaften für jüdisch-christliche Zusammenarbeit in Deutschland.

Seitdem ist nun ein imposantes Netz von Dialogorganisationen auf regionaler, nationaler und sogar internationaler Ebene gewachsen, über 80 Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit mit rund 20.000 Mitgliedern und Freunden gibt es mittlerweile in Deutschland - und seit 1963 ist auch die Gießen/Wetzlarer Gesellschaft Teil dieses Netzwerkes, das der evangelische Theologe und Pionier des christlich-jüdischen Gesprächs, Martin Stöhr, als eine der größten Bürgerinitiativen Deutschlands charakterisiert hat. Zweifelsohne ist der christlich-jüdische Dialog, wie er sich in diesen institutionellen Kontexten während der letzten rund 70 Jahren entwickelt hat - mit all seinen Stärken und Schwächen, seinen Erfolgen und Niederlagen - ein Stück realisierter, praktizierter und gelebter Zukunftshoffnung, die sich den zerstörerischen Wirkungen des Kulturverlust entgegengestellt hat.

Zwar haben sich - von heute aus betrachtet - die damals in großer Schnelligkeit errichteten Strukturen trotz aller unausweichlichen Krisen und Belastungen bewährt, aber der Preis dieser rasanten Entwicklung ist meines Erachtens von problematischer Qualität. Denn der durchaus ermutigende und fruchtbare Dialog zwischen Christen und Juden (und ähnliches ließe sich übrigens auch für den Dialog zwischen Israelis und Deutschen sagen) ist nicht das Ergebnis einer breiten, gesellschaftlich von unten gewachsenen, von der Bevölkerung mehrheitlich getragenen Entwicklung, sondern ein Phänomen, das bislang weitgehend von gesellschaftlichen Eliten, einigen wenigen institutionellen Verbänden sowie engagierten Einzelpersonlichkeiten und Vereinen getragen wurde und wird. Selbst wenn man also die Frage nach der Tragfähigkeit des christlich-jüdischen Dialogs in unserem Lande selbstbewußt und entschieden mit "Ja" beantwortete, gälte es sehr kritisch zu bedenken, daß diese Tragfähigkeit von vergleichsweise nur sehr

wenigen Trägern, sprich Personen und Verbänden, gewährleistet wird. Der christlich-jüdische Dialog war, ist und – so befürchte ich – bleibt ein Phänomen, das auf gesellschaftliche Eliten beschränkt ist. Verschärfend kommt hinzu, daß es sich bei dieser Gruppe einer engagierten Elite um eine – wollte man es ganz drastisch formulieren – aussterbende Spezies handelt. Der Altersdurchschnitt in den Gesellschaften CJZ ist erschreckend hoch, manche Ortsgesellschaften müssen schon seit längerem die Erfahrung machen, daß die Zahl der Neueintritte die der Verluste durch Todesfälle nicht mehr auszugleichen vermögen. Damit ist das schwierige und in meinen Augen sehr ernste Problem des mangelnden Nachwuchses in den Gesellschaften CJZ angesprochen. Die überwiegende Mehrheit unserer Mitglieder dürfte in der Regel entweder jener, zahlenmäßig immer kleiner werdenden Generation entstammen, die noch unmittelbare Erfahrungen aus Weltkrieg und Nachkriegszeit haben, oder aber sie sind Teil jener Folgegeneration, die durch Auschwitz-Prozeß und Verjährungsdebatten in den 60er Jahren, durch die Nahost-Kriege Ende der 60er, Anfang der 70er sowie einer insgesamt seit 1968 intensiv einsetzenden Politisierung der Gesellschaft geprägt und motiviert wurde, sich den Zielen und Inhalten einer jüdisch-christlichen Verständigung zu widmen. Für die heute aufwachsenden Generationen sind dies häufig nur historische Stichworte, die sich kaum mit ihrer gegenwärtigen Lebensrealität in Verbindung bringen lassen.

Dieses generationenspezifische Charakteristikum verweist zugleich auf ein Feld, auf dem sich insbesondere die Gesellschaften CJZ maßgeblich engagiert haben, nämlich dem der historischen Erinnerung und des Gedenkens an eben jenen Kulturverlust und das Bemühen, die aus dieser Erinnerung erwachsenen Konsequenzen auf politischer, gesellschaftlicher, kultureller und religiöser Ebene zu ziehen.

Dabei haben insbesondere die Zeitzeugen, die Überlebenden, gewissermaßen als personifizierte Träger der Erinnerung den vor allem für die junge Generation bestehenden Abgrund zwischen

Vergangenheit und Gegenwart überbrückt. Vermutlich gibt es außer den Gesellschaften CJZ keine anderen Organisationen in diesem Lande, die so viel dafür getan hat, diesen Zeitzeugen Raum und Gelegenheit zu verschaffen, um ihre wichtige Botschaft an Schulen und in Bürgerhäusern, in Vereinssälen und Rathäusern zu Gehör zu bringen.

Vor diesem Hintergrund ist die allenthalben grassierende Furcht vor dem Ende der Epoche der Zeitzeugen, das aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters absehbar ist, verständlich. Diese Angst vor dem Ende der Epoche der Zeitzeugen, so berechtigt sie ist, weist jedoch meiner Ansicht nach unvermeidbar auf einen anderen Aspekt hin: Sie ist auch Indiz für eine nach wie vor und trotz allem mangelhafte Erinnerungskultur in Deutschland, sie ist Ausdruck einer gewissen Hilflosigkeit und vor allem Abhängigkeit unserer Erinnerung von der Existenz der Zeitzeugen. Überspitzt formuliert könnte man fast von einer Alibi-Funktion der Zeitzeugen sprechen: Allzusehr haben wir – Nicht-Juden, Christen und Deutsche – haben wir uns vielleicht, was die Erinnerung an unsere Schuld und Verantwortung vor der Geschichte betrifft, in der Weitergabe dieser Erinnerung und der Ausbildung eines adäquaten Geschichtsbewußtseins auf eben diese Zeitzeugen verlassen, so daß, wenn nun die Zeitzeugen uns verlassen, wir uns verlassen und allein gelassen fühlen. Unsere Furcht, die notwendige Erinnerung etwa an den Holocaust, an die Erfahrungen der Diktatur und an die Gefahren von Antisemitismus und Intoleranz, könne mit dem Verschwinden der Zeitzeugen, wegbrechen, dokumentiert die bedenkenswerte Tatsache, daß offenbar nicht wir die Träger der Erinnerung unserer eigenen Geschichte sind, sondern die Opfer jener Geschichte, die wir zu verantworten haben. Weil wir – so will es scheinen – über keine genügend ausgeprägte, eigene Gedächtniskultur verfügen, haben wir die Erinnerung just an die Opfer unserer Geschichte delegiert.

Anders ausgedrückt: Die notwendige Erinnerung an die Opfer führt nicht selten fataler Weise zu einer fraglichen Identifikation mit der Erinnerung der Opfer. Die Erinnerung der Opfer aber kann

unmöglich unsere Erinnerung sein, denn wir - Nicht-Juden, Christen und Deutsche - wir sind weder die Opfer, noch die Nachfahren der Opfer noch Teil jener Gesellschaft und Kultur, der die Opfer entstammen. Im Gegenteil, wir sind Nachfahren der Täter, wir sind Teil und Erben jener Gesellschaft und Kultur, aus der Tat und Täter hervorgegangen sind. Die Erinnerung der Zeitzeugen, die Erinnerung an die Opfer kann für uns Nicht-Juden und Deutsche nur dann hilfreich und legitim sein, wenn sie uns zur Auseinandersetzung mit Tat und Täter führt. Hierin sehe ich eine besondere Aufgabe und Herausforderung gerade für die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit in der Zukunft.

Gelingen kann uns dies freilich nur, wenn wir es schaffen, zeitgemäße Formen der Erinnerung und ihrer Weitergabe zu entwickeln, bei denen keine Scheu vor neuen Wegen und keine Berührungsängste gegenüber den neuen Medien wie dem Internet und den Social Media herrschen. Genau damit aber tun sich verständlicher Weise viele Gesellschaften CJZ generationenbedingt recht schwer. Und doch könnte dies zugleich ein Punkt sein, an dem sich die Herausforderung kontinuierlicher Erinnerung auf neuen Wegen und in neuen Formen mit dem drohenden Nachwuchsmangel berühren. Die Generation Facebook wird nicht mit bildungsbürgerlichen Vorträgen zu gewinnen sein, wohl aber, wenn wir es verstehen, ihnen deutlich zu machen, wie sehr wir sie buchstäblich brauchen und sie dazu einladen, ihre Kompetenzen im Umgang mit den neuen Medien für unsere Anliegen fruchtbar zu machen. So gesehen werden die Gesellschaften CJZ lernen müssen, sich vermehrt als generationenübergreifendes Projekt zu begreifen und sich dazu die notwendige Offenheit abzurufen. In diese Richtung weiterzudenken, damit hat man m.E. noch nicht wirklich begonnen und mithin auch noch nicht erkannt, wie fruchtbar dieser Prozess sowohl für unsere christlich-jüdischen Anliegen als auch für die nachwachsenden Generationen sein könnte.

Ein ähnlich durchwachsener Befund mit Licht und Schatten zeigt sich auch im Binnenbereich von Kirche und Theologie, dort, wo um eine neue Verhältnisbestimmung von Kirche und Israel, von Judentum und Christentum in religiös und theologischer Weise gerungen wurde und wird.

Ähnlich wie im Blick auf die eindrucksvolle Geschichte der institutionellen Entwicklung des christlich-jüdischen Dialogs kann man auch im Blick auf die kirchen- und lehramtlichen Erklärungen innerhalb der großen christlichen Kirchen zunächst von einer Lern- und Erfolgsgeschichte sprechen. Mittlerweile liegen wohl weit über 200 offizielle religiöse Erklärungen der katholischen und der Evangelischen Kirchen zum Verhältnis zwischen Judentum und Christentum vor. Die Konzilserklärung *Nostra aetate*, deren fünfzigjährigen Bestand wir im nächsten Jahr feiern können, der mehr als nur symbolische Besuch von Papst Johannes Paul II. in einer römischen Synagoge und der Grundlagenvertrag zwischen dem Vatikan und dem Staat Israel 1994 sind Meilensteine der katholisch-jüdischen Annäherung. Und erfreulicherweise hat der ja noch nicht lange im Amt tätige neue Papst Franziskus bereits mehrfach an das dialogische Bemühen seiner Vorgänger im Blick auf das Judentum angeknüpft. So her etwa in einer Botschaft an die jüdische Gemeinde in Rom anlässlich des 70. Jahrestags der Deportation der römischen Juden am 16. Oktober 1943 sicher bewußt zunächst zwei Zitate seiner Vorgänger wiederholt: "Der sel. Johannes Paul II. schrieb," so Franziskus in seiner Botschaft, dass »die Erinnerung ihren unerlässlichen Teil zum Aufbau einer Zukunft beiträgt, in der die unsagbare Schandtate der Shoah niemals mehr möglich sein wird« (Schreiben anlässlich der Veröffentlichung des von der Kommission für die religiösen Beziehungen zu den Juden herausgegebenen Dokuments »Wir erinnern: Eine Reflexion über die Shoah«, 16. März 1998; in O.R. dt., Nr. 14, 3.4.1998, S.7). Und Benedikt XVI. sagte im Konzentrationslager Auschwitz: »Das Vergangene ist nie bloß vergangen. Es geht uns an und zeigt uns, welche Wege wir nicht gehen dürfen und welche wir suchen müssen« (Ansprache, 28. Mai 2006).

Dem fügte dann Papst Franziskus die eigenen Worte hinzu:

"Das heutige Gedenken könnte man daher als »memoria futuri« bezeichnen, als einen Appell an die jungen Generationen, ihre Existenz nicht zu verflachen, sich nicht mitreißen zu lassen von ideologischen Strömungen, niemals das Böse zu rechtfertigen, dem wir begegnen, niemals nachzulassen in der Wachsamkeit gegenüber Antisemitismus und Rassismus, von welcher Seite auch immer sie kommen mögen."

Evangelischerseits wären in diesem Zusammenhang zu nennen der bahnbrechende Synodalbeschluss der Rheinischen Landeskirche im Jahre 1980 und dessen Bekräftigung durch die Synode der Rheinischen Kirche anlässlich des 25. Jahrestag der Erklärung in 2005, die großen EKD-Studien 1-3 zum Verhältnis Christen und Juden in den neunziger Jahren und die Tatsache, dass mittlerweile nahezu alle evangelischen Landeskirchen ihre Verfassungen um einen Passus ergänzt haben, der ihre Pfarrer darauf einschwört, die - wie es oft heißt - "bleibende Erwählung des Volkes Israel als Gottesvolk" ernst zu nehmen.

Diese katholischen wie evangelischen Erklärungen markieren - gemeinsam mit den beachtlichen theologischen Revisionen insbesondere im Bereich der neutestamentlichen Exegese - zweifelsohne "points of no return", Wegmarken, hinter die es kein "Zurück" gibt, und sind in jeder Hinsicht begrüßenswert. Das schwerwiegendste Dilemma all dieser kirchen- und lehramtlichen Erklärungen liegt jedoch nach wie vor darin, dass die *„zahlreichen aus dem christlich-jüdischen Dialog erwachsenen kirchlichen, theologischen Verlautbarungen keineswegs überall schon angekommen sind, weder in den Gemeinden, noch in den Kirchenleitungen, weder in den Schulen noch an den Hochschulen ... Der geistige Anspruch und Aufwand auf der einen Seite und die gesellschaftliche, alltägliche, nicht zuletzt schulische, aber auch kirchliche Wirklichkeit auf der anderen Seite klaffen immer noch meilenweit auseinander.“*⁴

Auch hier - im kirchlich-theologischen Bereich - scheinen sich mithin Folgen und anhaltende Wirkungen des Kulturverlustes einerseits mit Anlässen und guten Gründen zur Zukunftshoffnung andererseits allenfalls die Waage zu halten.

Ähnlich ambivalente Befunde könnte man mit Leichtigkeit auch bei anderen Problembereichen vorfinden, etwa beim Kampf gegen Antisemitismus und Rechtsradikalismus, im Verhältnis der Deutschen zu Israel und insbesondere der Schieflage in Wahrnehmung und Beurteilung des Nahost-Konflikts. Dem Umgang mit all diesen Problemen, mit all diesen Steinen, die es immer noch und leider immer wieder aus dem Weg zu räumen gilt, scheint ein sisyphoshafter Aspekt inne zu sein: Immer wieder wälzen wir die Steine den steilen Berg hinauf und können und dürfen stolz, ermutigt und hoffnungsfroh sein, dass wir dies auch stets schaffen. Aber immer wieder rollen diese Steine, kaum dass man glaubt, sie ins Ziel gebracht zu haben, wieder den Abhang hinunter - und die Arbeit beginnt von Neuem. Kulturverlust und Zukunftshoffnung.

Als Historiker sei es mir gestattet, noch einmal auf den für unseren Kontext so eminent wichtigen Aspekt des Erinnerns zu kommen. Die Qualität jeder Erinnerung muss sich letztlich an ihrer Kraft erweisen, die Gegenwart zu verändern. Authentischer Erinnerung wohnt eine gesellschaftspolitische und vor allem auch ethische Dimension inne, ohne die sie hohl und leer bleibt. Erinnerung ist kein Selbstzweck, sie geschieht nicht um ihrer selbst willen, sondern muss konsequent in die Mitte unseres Alltags und unserer Gesellschaft, in die Mitte aktueller Konflikte hinein führen. Gerade die Gesellschaften CJZ müssen aus der Kraft der Erinnerung den Mut zur Einmischung schöpfen. Dies verlangt von uns ein hohes Maß an Streitkultur und Zivilcourage und fordert den Abschied von falsch verstandenem Harmoniebedürfnis. Sind wir dazu bereit und reif?

Ich denke, es ist an der Zeit, dem gewichtigen Substantiv am Ende unserer Namensbezeichnung die ihm gebührende Substanz zu verleihen: Zusammenarbeit. In den vergangenen Jahrzehnten haben Juden und Christen in unserem Land viel miteinander gesprochen und gerungen, diskutiert und debattiert, theologische Missverhältnisse geklärt und ausgeräumt, die religiösen Lebenswelten des jeweils andern kennen- und schätzen gelernt, kurz: Juden und Christen haben erstmals nach gut 2000 Jahren Wege des Miteinanders statt des Gegeneinanders, der Begegnung statt Vergegnung gefunden. Bei allen nach wie vor offenen Fragen, bei aller Brüchigkeit der mühsam erworbenen Gemeinsamkeiten erscheint es mir elementar wichtig, die erreichten Standpunkte im christlich-jüdischen Gespräch nun zu Ausgangspunkten für ein gemeinsames christlich-jüdisches Handeln zu machen. Ich denke - um es mit einem Bild zu sagen - es ist an der Zeit, das Haus der Begegnung, welches Christen und Juden in den letzten 60 Jahren gebaut und eingerichtet haben, zumindest zeitweise immer wieder einmal zu verlassen, nach draußen zu gehen, den Blick voneinander ab und gemeinsam der Welt da draußen zuzuwenden, in die Gesellschaft hineinzugehen, sich einzumischen in die Debatten der Zeit und sich gemeinsam ihren Herausforderungen zu stellen.

Kurz: Eine in meinen Augen notwendige Schärfung des gesellschaftspolitischen Profils der Gesellschaften CJZ würde deren Glaubhaftigkeit und Attraktivität nicht nur in den Augen der von uns so dringend umworbenen jungen Generation erhöhen, sondern wäre zugleich ein Indiz dafür, daß wenigstens wir es mit der Erinnerung wirklich ernst meinen. [Beschneidungsdebatte; bio-ethische Fragestellungen, Sterbehilfe, soziale Fragen]

Wie also fällt die Bilanz aus? Überwiegen die anhaltenden Wirkungen und Folgen des Kulturverlustes die Gründe zur Zukunftshoffnung? Nun, die Bilanz fällt durchwachsen aus. Nicht nur - was sicher normal ist -, dass Erfolge und Misserfolge, Siege und Niederlagen einander abwechseln, nein, mehr noch, es bleiben viele einander widersprechende, gegensätzliche Tendenzen

und Entwicklungen zu verzeichnen. Der beeindruckenden Erfolgsgeschichte des christlich-jüdischen Gesprächs, gemessen etwa an der gewachsenen Zahl an Gesellschaften CJZ, gemessen an den substanziellen Revisionen in Kirche und Theologie hinsichtlich des christlichen Verständnisses und der Akzeptanz gegenüber Juden und Judentum, all dem steht die bedrohliche Möglichkeit gegenüber, dass hier lediglich ein Wasserkopf ohne Unterbau gewachsen sein könnte, dass die erreichten Fortschritte keine Träger, Nachahmer und Fortführer in der kommenden Generation finden, dass das zweifellos umfangreich gewachsene Erinnern und Gedenken in unserer Gesellschaft mehr dem politischen Kalkül geschuldet als einer Einsicht des Herzens entsprungen ist.

Es bleibt - zumindest aus meiner Sicht - ein zwiespältiges Gefühl zurück. Weder vermag ich ohne weiteres in die Rolle des zukunfthoffenden Optimisten zu schlüpfen, noch aber auch in jene des ewig zweifelnden Kulturpessimisten. Was also bleibt?

Nun, wann immer ich in den letzten Jahren mit einem Problem, einer Frage, einer Entscheidung von schwerwiegender Bedeutung konfrontiert war und sich dabei Pro und Contra die Waage hielten, widersprüchliche Antworten und gegensätzliche Lösungswege zeigten, verschiedene Wahrheiten und unterschiedliche Erkenntnisse das eigene Denken und Handeln zu lähmen drohten, musste ich an eine bestimmte Geschichte denken, die das merkwürdige Kunststück fertig bringt, aus all den gegensätzlichen Spannungen und Irrungen herauszuführen, ohne sie freilich aufzulösen, eine Geschichte, die Antworten gibt, ohne freilich dem Fragen ein Ende zu setzen, eine Geschichte, die der Logik zu widersprechen scheint und gerade deswegen so vernünftig klingt - eine Geschichte, wie könnte es anders sein, die also eine jüdische Geschichte ist.

Jossele und Mendel haben Streit miteinander. Und weil sie sich nicht einigen können, beschließen Sie, Ihren Fall dem Rabbi

vorzutragen, damit dieser entscheiden möge. Gesagt, getan. Zunächst trägt Jossele seine Sicht der Dinge vor, und er tut dies mit so schlüssigen Argumenten, dass der Rabbi nach Josseles Vortrag gar nicht anders kann, als zu sagen: "Jossele, Du hast Recht". Das lässt sich Mendel freilich nicht gefallen und trägt nun seinerseits seine Sicht der Dinge nicht minder schlüssig vor. Und auch diesmal sieht sich der Rabbi nach Mendeles Einlassung genötigt zu sagen: "Mendele, du hast recht". Daraufhin stürzt plötzlich die Frau des Rabbiners ins Zimmer, die vom Nachbarraum aus das ganze Geschehen mit angehört hatte, und rief ihrem Mann, dem Rabbiner, empört zu: "Hör mal, das kannst du nicht machen, du kannst doch nicht erst dem Jossele sagen, er sei im Recht, und dann dem Mendele, der das genaue Gegenteil darlegt, ebenfalls sagen, er habe Recht! Das widerspricht sich doch!" Verblüfft wendet sich der Rabbi daraufhin seiner Frau zu, hält einen Augenblick inne, um schließlich zu antworten: "Gute Frau, auch du hast Recht."

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Freunde und Freundinnen der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Gießen und Wetzlar. Ich wünsche Ihnen - und tue dies gewiss auch im Namen der anderen 83 Schwestergesellschaften sowie unseres Dachverbandes, dem Vorstand des Deutschen Koordinierungsrates -, ich wünsche Ihnen für ihren weiteren Weg ein gut Stück dieser heiteren Gelassenheit, wie sie der Geist dieser jüdischen Geschichte ausstrahlt, ein Gut Stück jener Vernunft des Herzens, die uns hilft, bei allen Wirrungen und Irrungen, Zweifeln und Gewissheiten, in Anbetracht von Kulturverlust und Zukunftshoffnung nie zu vergessen, was Rabbi Tarfon in den Pirke Avot, den Sprüchen der Väter, so unübertroffen zum Ausdruck brachte:

"Es obliegt dir nicht, die Arbeit zu vollenden, aber du bist auch nicht frei, dich ihrer zu entledigen." (Rabbi Tarfon; Pirke Avot 2,21).

¹ Rabbiner Eliezer Berkovits, zit. n. Christoph MÜNZ: Der Welt ein Gedächtnis geben. Geschichtstheologisches Denken im Judentum, Gütersloh 2. Aufl. 1996, S. 309.

² Ebda.

³ Vgl. Christoph MÜNZ: "..., daß wir Christen sind". Über die Geburt des Antisemitismus aus dem Geist des Christentums, in: Tribüne. Zeitschrift zum Verständnis des Judentums, Jg. 36, Heft 141, 1997, S. 141-156.

⁴ Berndt SCHALLER, Die Zukunft des christlich-jüdischen Gesprächs und der christlich-jüdischen Zusammenarbeit - aus evangelischer Sicht, in: Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand, epd Dokumentation 12 / 2004, S.46ff

© 2014 Copyright beim Autor

.....

WEITERE AUFSÄTZE DES AUTORS IM INTERNET:

CHRISTOPH MÜNZ: „Damit Gott sehe, dass wir Christen sind“. Über die Geburt des Antisemitismus aus dem Geist des Christentums. Eine Polemik.

<http://www.jcrelations.net/%DCber+die+Geburt+des+Antisemitismus+aus+dem+Geist+des+Christentums.2280.0.html?L=2>

CHRISTOPH MÜNZ: Der Holocaust, das Judentum und die Erinnerung. Anmerkungen zu innerjüdischen Deutungen des Holocaust und der Zentralität des Gedächtnisses im Judentum.

http://www.compass-infodienst.de/Christoph_Muenz_Der_Holocaust_das_Judentum_und_die_Erinnerung.248.0.html



Kennen Sie schon die tagesaktuellen Ausgaben von COMPASS-Infodienst?

COMPASS liefert zwei- bis dreimal wöchentlich Links zu top-aktuellen Beiträgen aus den Themenbereichen:

*Nahost/Israel, Gedenken und Erinnern, Antisemitismus, Rechtsradikalismus, Christlich-jüdischer und interreligiöser Dialog, jüdische Welt.
Ergänzt von Rezensionen und Fernseh-Tipps!*

Jetzt 5 Ausgaben kostenfrei und unverbindlich !

Bestellen Sie jetzt Ihr Probe-Abo:

abo@compass-infodienst.de